

M A I 1 9 3 8

WELKE BÄTTEL

MONATSSCHRIFT

für Geschichte, Tradition u. Staat

VERWALTUNG BAD NEUSTADT \hat{a} SAALE

Inhalt

	Seite
Kreuz und Schneide des Schwertes. Von Werner Picht	129
Niels Lyhne und seine Frau. Von Paul Fichter	137
Die Rechenschaft. Von Jochen Klepper	146
Mosaik der Zeit	147
Bücher der Geschichte	151
Das Zeitalter der Glaubensspaltung	
Die Wandlungen des Kämpfers	
Aus Fernost zurück	
Oesterreichs 6,8 Millionen. Von Roderich v. Ungern- Sternberg	158

Die „Weißen Blätter“ erscheinen monatlich. — Bezugspreis vierteljährlich RM. 1.50 und 24 Pfg. Porto. — Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Karl Ludwig Freiherr zu Guttenberg, Bad Neustadt a. d. Saale. — Verwaltung: „Weiße Blätter“, Bad Neustadt a. d. Saale. — Postcheckkonto: Dr. Karl Ludwig Freiherr zu Guttenberg in Bad Neustadt a. d. Saale, Postcheckamt Nürnberg Nr. 46648. — Druck und Verlag: Carl Krüger, Mülau i. Vogtld.

Weißer Blätter

7. Jahrgang

Mai 1938

Kreuz und Schneide des Schwertes

Von Werner Picht

Dieses Zeitalter steht im Zeichen des Mars. Die Väter sind, soweit ihre Leichen nicht in Schlachtfeldern ruhen, Gezeichnete des Weltkrieges. Sie sind durch ihn geformt, im Guten oder Bösen, und sie haben allmählich die Hoffnung aufgegeben, daß ihnen noch einmal die Stunde einer inneren Demobilisierung schlagen könnte, daß es ihnen eines Tages vergönnt sein werde, die blutigen Träume hinter sich zu lassen und sich in einer Welt des Friedens häuslich einzurichten. Am guten Willen dazu hat es nicht gefehlt. Es waren die Soldaten aller Lager, die mit der „Nie wieder Krieg“-Parole nach Hause kamen, soweit sie nicht schon mit ihr ins Feld gerückt waren. Und mehr als einmal hat wohl jeder, der dabei war, seither auf seine Weise einen Strich unter die Vergangenheit zu ziehen und ihre Geister zu bannen gesucht. Aber die brüchigen Ideologien des Pazifismus haben nicht standgehalten, und wer es unternahm, seinen Acker zu bestellen, mußte nur zu oft erleben, daß die Frucht, die er ihm anvertraute, ohnmächtig war gegen die Drachensaat der Kriegszeit. Und die Söhne, die im Schatten jener Jahre aufgewachsen sind und vor denen sich schon in früher Jugend als Aufgabe und Verpflichtung die Drohung neuer kriegerischer Verwicklungen erhebt, haben nie in der Mittagsonne eines ungetrübten Friedenstages ihren Geist zu breiten gelernt, wie es uns in einer kaum noch vorstellbaren Vergangenheit gewährt war.

Der Krieg ist uns vertraut. Wir sind seine Gespielen gewesen, und wir wollen nicht leugnen, daß uns in seinen Gefilden heimlicher zu Mute war als in der berechenbaren Friedenswelt, die ihm vorausging. Wir haben in seiner Schule die Süßigkeit wie die Bitternis des Opfers erfahren und ge-

lernt, daß das Leben kein Wert ist, den man mit der Elle mißt. Sein Gesetz der Freiheit ist das unfrige geworden; denn: „Wer sterben kann, wer will denn den zwingen?“ (Fichte.) Und um seinen Tod haben wir zu mancher Stunde die auf dem Gipfel der Tat Entrückten beneidet. Es gibt keinen gemeinsamen Lebensinhalt, der im Bewußtsein dieser Generation einen solchen Raum einnähme.

Aber was hat dieses Erleben des Krieges, dieses Denken über den Krieg, diese Besessenheit vom Kriege uns über sein Wesen gelehrt?

Eines ist gewiß: wir haben die Naivität ihm gegenüber verloren. Nichts liegt uns ferner als die „launige“ Haltung der Kriegsklieder von 1870, die dazu auffordern, „immer frisch, frei, fromm und froh“ auf den Feind einzuhauen. Und auch die Deklamationen über die friderizianischen Siege, ja selbst die aus tiefer aufgewühltem Gemüt stammenden Gesänge der Freiheitskriege kommen uns heute unzulänglich vor. Ihr spezifisches Gewicht bleibt allzuweit hinter dem der Wirklichkeit zurück, die wir erfahren haben. Es würde uns unangemessen erscheinen, wollten anakreontische Federn wie die eines Oleim oder auch noch eines Geißel die Materialschlacht zum Vorwurf wohlgemeinter Verse wählen, und wo eine unerfahrene Jugend „mit Entsetzen Scherz treibt“, da verlegt uns das wie eine Frivolität. Die elementare Furchtbarkeit der Tatsache „Krieg“, die seit der Aufklärung nur Inhalt der kriegerischen Tat und ihrer Rehrseite, des Leidens, gewesen, aber dem inneren Schauen, mindestens soweit es einen Ausdruck im Wort gefunden hat, seltsam verhüllt geblieben war, ist in unser Bewußtsein eingetreten. Damit ist uns der Geschmack an der Kriegsrömantik ebenso vergangen, wie uns eine vordergründige und realistische Kriegsbetrachtung unzureichend erscheint. Wo die „ungeheure Irrationalität“ dieses Phänomens geahnt ist, da ist es nicht länger möglich, die Willkür der Phantasie daran zu erproben oder es sich mit dem Verstande untertan machen zu wollen.

Stellt Clausewitz sich die Frage: „Was ist der Krieg?“, so beantwortet er sie mit der Definition einer zweckbestimmten Handlung: „Ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen.“ Aber bei dieser eindimensionalen Betrachtung des Krieges als eines Instruments der Politik ist die der idealistischen Bildungswelt, der Clausewitz entstammte, fernliegende entgegengesetzte Eigenschaft des Krieges, ein Naturereignis zu sein, außer acht gelassen. Es ist ebensowenig seine Dämonie gesehen, die ihre Wurzeln in unserer eigenen Brust hat, wie seine Schicksalhaftigkeit, der wir uns als einer überpersönlichen Macht ausgeliefert fühlen. Wäre der Krieg nichts als der „handliche Degen“, mit dem die Poli-

tiker „Stöße, Finten und Paraden abwechseln lassen“ (Clausenitz), wie harmlos erschiene er uns, mit welcher Gelassenheit ließe sich über Für und Wider dieser Methode staatsmännischer Kunst reden, welcher Abdruck wäre von der Welt genommen!

Aber schon die stoische Weisheit hat mit dem Satz „vivere est militare“ dem Kampf, und damit letzten Endes dem Krieg eine unheimlich beherrschende Rolle in unserem Leben eingeräumt. Und der Blick ins Herz des Einzelnen wie auf die Geschichte gibt ihr recht. Muß doch selbst der Pazifist Nicolai gestehen: „Auch im aufrichtigsten Kriegsgegner spricht etwas für den Krieg. Ein urwüchsiger Trieb, ein Etwas, das an die geheimsten Urquellen menschlicher Kraft mahnt, läßt uns ihn lieben.“ Aber dieser Trieb ist kein atavistischer Drang nach Blutrausch und Zerstörung. Solche Instinkte kann der Kampf wecken, aber sie sind eine Angelegenheit des persönlichen Erlebens und können, seit der Mensch dem Urwald entwachsen ist, nicht mehr als Quelle des Krieges gelten. Die Bewegung des kriegerischen Geistes als eines „ursprünglichen, spontanen Agens“ (Scheeler) liegt der Mitte des Lebensgeheimnisses näher als entartete Regungen des Blutes. Sie ist eine Äußerung der im Menschen wirksamen schöpferischen Kraft selbst.

So wird sie geschichtsbildend wirksam.

Denn die Geschichte ist zwar weit mehr als Kriegsgeschichte. Aber gerade der Versuch, sie als Wirtschafts-, Gesellschafts- und Kulturgeschichte zu schreiben, wobei dem Kriege nur eine bald vorwärtstreibende, bald störende Nebenrolle bleibt, hat deutlich gemacht, in welchem Grade die Kriege das Skelett der Historie bilden, ohne welches ein letztlich unverständliches Gewoge gestaltloser Kräfte übrigbleibt.

Geschichte ist wesentlich Staatsgeschichte. Staaten aber sind keine Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit noch Genossenschaften zur Förderung des bürgerlichen Wohls, sondern primär Träger eines Willens zur Macht. Ihr „Ich“ verdankt regelmäßig einem solchen Willen sein Dasein und ist ebenso in aller Regel entgegenstehenden Kräften abgetrogt. Daß ein staatsbildender Wille völkisches Rohmaterial ergreift und formt, ist denkbar und historisch belegt. Aber auch hier steht im Anfang meist ein Einbruch von außen, eine Unterwerfung durch die Waffen. In durchgebildeten historischen Räumen jedoch steht Staat gegen Staat, und der Aufstieg des einen ist nur auf Kosten des anderen möglich. Diese Macht- und Willensauseinandersetzung vollzieht sich aber meist in kriegerischer Form.

Das wird am wenigsten der Deutsche vergessen können, da nicht nur das Reich Bismarcks auf dem Schlachtfeld entstanden, sondern das deutsche

Volk selbst aus der Heeresgemeinschaft der Franken erwachsen ist. Ja, der Name „Deutsch“ bezeichnet ursprünglich die Sprache des Heeres als der überpartikularen Einheit, in der die Stämme der Germanen sich zusammenfanden. Und so ist Deutschland im ganzen Verlauf seiner Geschichte, die sich aufs genaueste in der Geschichte seines Heeres spiegelt, primär Heeresverband geblieben, wie die meisten seiner großen Herrscher Herzöge, Heerführer waren, und zwar nicht nur im repräsentativen Sinn eines Ludwig XIV.

Daß auch, wo der bewußte Wille des Herrschers den Krieg entfesselt, der Vorgang dann ein dämonischer ist, wenn dieser Wille keine Willkür bedeutet, zeigt eindeutig das Beispiel des „Erzkönigs“ Friedrich in seiner Wandlung zwischen Rheinsberg und dem ersten der Schlesischen Kriege. 1739 noch schreibt der Kronprinz in seinem „Antimachiavell“, der kein unverbindlich-schwärmerisches Jugendwerk, sondern auf jeder Seite vom Bewußtsein der bevorstehenden Aufgabe erfüllt ist: „Der Friede und das Glück eines Staates sind doch der Mittelpunkt, in den alle Wege der Staatskunst münden sollen, das Ziel, welches alle Unterhandlungen haben müssen... Überhaupt ist jeder Krieg so reich an Unglück, sein Ausgang ist so unsicher und seine Folgen für ein Land so verderblich, daß die Fürsten es sich nicht genug überlegen können, bevor sie sich darauf einlassen...“ Aber als Voltaire 1740 das Werk anonym veröffentlicht, sitzt Friedrich bereits auf dem Thron und eröffnet noch im gleichen Jahre die Reihe der Kämpfe gegen Osterreich, die Preußen Ströme von Blut kosteten, es an den Rand des Abgrunds brachten, mit seiner Vormachtstellung im Reich endeten, und durch die der König den Grund zur preußisch-deutschen Zukunft legte. Die banale Deutung dieses offenbaren Gegensatzes zwischen dem Denker und dem Täter als der Ablösung des „Idealisten“ durch den „Realpolitiker“ kommt diesem Vorgang nicht einmal nahe. Das Kapitulieren des auf eine Orientierung des Lebens nach einem Sternengesetz bemüht gewesenen Jünglings vor der „Praxis“, das übliche Sichvollfressen des ins Leben herausgetretenen „Ich“ mit „Welt“, das es undurchlässig macht für die Strahlen der Idee, hat nichts zu tun mit dieser „inneren Auf-erstehung des staatlichen Menschen“ (G. S. Faber). Das unmittelbare Ergriffenwerden durch die Mächte des Lebensbezirks, in den der König mit der Thronbesteigung eintritt, nimmt seiner Gestalt nichts von ihrer Transparenz, die sich im Gegenteil mit den Jahren steigert und sie bei aller Geprägtheit stets zugleich als Ausdruck eines Überpersönlichen, als „Geist“, Symbol, Werkzeug zugleich und Verkörperung eines nationalen Schicksals hat erscheinen lassen.

Das Kriegsphänomen hat einen Tiefgang, der es der rationalen wie der

organisatorischen Bewältigung entzieht. Die Tatsache, daß der Krieg zwar Zweckhandlung, aber zugleich ein anderes ist, daß die apokalyptischen Reiter dabei im Spiel sind, läßt jede Hoffnung eitel erscheinen, ihn durch Zweckhandlungen entgegengesetzter Tendenz den Garaus zu machen, ihn kurzerhand „abzuschaffen“. Dennoch ist damit die Menschheit nicht der Verantwortung für das vergossene Blut enthoben, so wenig wie der Einzelne für sein Handeln das Schicksal haftbar machen kann, weil er sich des Waltens überpersönlicher Mächte in seinem Leben bewußt ist. Der Widerspruch von Determination und freiem Willen, die sich auszuschließen scheinen, ist durch den Verstand nicht aufzulösen, und doch haben wir von beiden ein unmittelbares Erfahrungswissen. Das Paradox bleibt also bestehen, daß der Krieg „Verhängnis“ und zugleich der Willensbestimmung unterworfen ist. Das bedeutet, daß in jeder konkreten historischen Lage eine Friedenspolitik möglich — wenn auch nicht stets geboten — ist, daß der Fatalismus nicht nur unsittlich, sondern selbstmörderisch ist, der sich dem Verhängnis gewissermaßen mit gebundenen Händen ausliefert. Andererseits aber muß der fortschrittliche Aufklärungsoptimismus, der mit zivilisatorischen Mitteln die Kriegsmöglichkeit a priori auszuschließen unternimmt, scheitern. Denn er versucht, ein Schicksal zu beseitigen, das immer aufs neue durch sittlichen Einsatz bewältigt werden will. Das hat der Fehlschlag des großen Versuchs, den Rechts pazifismus im Völkerbund universal zu verwirklichen, erneut belegt.

Die Drohung des Krieges bleibt also bestehen. Auf dem geheimen Wissen darum beruht die heutige Weltangst.

In dieser Lage hat man, als die üblichen Mittel der Verständigungspolitik sich mehr und mehr abstumpften, seine Zuflucht zu den Kämpfen des Weltkrieges genommen — ein seltsamer und ergreifender Einfall, der die Zwispaltigkeit der Stellung des Soldaten zum Krieg beleuchtet: da der Zivilist versagt, werden die Frontsoldaten aufgebeten, um sich über die Grenzen hinweg die Hände zu reichen.

Aber die durchaus echte Kameradschaft, die zwischen den Schützengräben beiderseits des Niemandslandes bestand, und die vielfach die Friedensjahre überdauerte, hat damals dem Bajonettangriff nichts von seiner Wucht genommen, ja hat nicht einmal seinen Rausch zu brechen vermocht, und wird noch weniger ein entscheidendes Wort über Krieg und Frieden im politischen Chaos Europas mitzureden haben. Dazu fehlt ihr die Zuständigkeit. Es ist ein kostbares Erlebnis, daß der Kampf eine Schicksalsgemeinschaft zwischen Freund und Feind schafft, und daß diese eine menschliche Beziehung herstellt; daß die bewaffnete Begegnung keine widermenschliche Handlung ist, sondern eine menschliche Si-

tuation von höchster Steigerung, die menschliche Gefühle auslöst. Die Weisheit der Politiker des Weltkriegs, daß man sich hassen und verachten, daß ein Zerrbild des Gegners aufgerichtet sein müsse, damit der Kampf den rechten Nachdruck bekomme, wird durch die soldatische Erfahrung widerlegt.

Jede Schlacht ist ein Bruderkampf. Der Feind kommt auf uns zu. „Man hat Mitleid mit ihm. Man erblickt hinter seinem Geißer und dem Weiß seiner Augen die ganze Ohnmacht und die ganze Hingebung der armen menschlichen Kreatur, die er ist, des armen Gatten und Schwiegersohns, des armen Wetzters, des armen Liebhabers von Schnaps und Oliven. Man liebt ihn. Aber er bedrängt uns. Und dann tötet man ihn.“ (Giraudour, „La guerre de Troie n'aura pas lieu“.)

Aber wie diese Bruderschaft der feindlichen Heere, diese „Zärtlichkeit des Schlachtfeldes“ (Giraudour) nicht einmal das Schwert in der eigenen Brust, zu dem wir uns — nicht ohne Schaudern — bekennen, zu zerbrechen vermag, steht sie noch viel weniger dem Einsatz kriegerischer Mittel im Wege, der über den Kopf des Soldaten hinweg erfolgt und zum Austrag von Konflikten, deren Tragweite er nicht ermessen kann. Ist er doch mitsamt seinen Gefühlen Funktionär, Waffe, die die Hand nicht sieht, die sie führt, beseeltes Instrument einer Macht, die oft selber nicht Herrin ihrer Entschlüsse ist.

Dennoch ist der Appell im Namen des Friedens an die Kämpfer des Weltkrieges sinnvoll. Denn dem Soldaten ist der Krieg keine Selbstverständlichkeit. Der Zivilist sieht den Soldatenstand leicht zu einfach. Die durchsichtige Regelung des äußeren Daseins, Uniform, Kommando und das Gleichmaß des Dienstes täuschen über die Hintergründigkeit des Waffenhandwerks hinweg. Aber wäre der Soldat wirklich nichts als ein Handwerker, dessen Geschäft es mit sich bringt, mit derselben Gelassenheit, mit der ein anderer Stiefel sohlt, Menschen umzubringen, so wäre die Verachtung begründet, der er stets verfällt, wo er zu dieser Berufsauffassung herabsinkt. Das tritt ein, wo der Spannungszustand zwischen Krieg und Frieden in ihm aufgehoben, die Vorstellung von der Heiligkeit des Friedens ausgelöscht ist. Diese Entartung des Empfindens, dem die Schöpfung in Scherben gegangen ist und das nur noch ein sinnloses Bruchstück in der Hand hält, ist aber ein abnormer und seltener Fall.

Den echten Soldaten hat die Liebe zur Waffe nie gehindert, den Krieg als Fluch zu begreifen. Im Krieg ein beliebig anwendbares Mittel zur Machterweiterung zu sehen, ein Instrument, das zur freien Verfügung des Menschen stehe, ist eine neuzeitliche Frivolität.

In den alten Büchern über das Kriegswesen — wie etwa bei Kienhart

Fronspurger um die Mitte des 16. Jahrhunderts — ist eine umständliche Rechtfertigung des Kriegsführens aus Altem und Neuem Testament keine Seltenheit, und noch Anfang des 18. Jahrhunderts leitet der Obrist-Leutnant Hanns Friedrich von Fleming im Vorwort zu seinem „Vollkommenen teutschen Soldaten“ (1726) den Krieg vom Sündenfall ab und nennt ihn „einen unglückseligen Zustand und wütendes Übel, dadurch alles zu Grunde gehet, und das alles zerstöhret, und wird von Gott mehrenteils zur Strafe auferlegt, dannhero von sich selbst folget, daß man solchen vermeiden müsse“. Dem kaiserlichen Offizier Lazarus von Schwendi („Kriegs-Diskurs“ 1575) ist „offenbar, daß die Kriege nicht ohngefahr Land und Leute ergriffen, sondern daß Gott dieselben, umb der Sünde willen, zum Verderben, den Leuten über den Hals, und das Schwerdt durch das Land schicke“.

Daraus aber wird gefolgert, daß nur der „gerechte“ Krieg — wobei jenen Kriegsmännern nichts ferner liegt als völkerrechtliche Überlegungen, es sich vielmehr nur um das Botum eines ursprünglichen sittlichen Empfindens handelt — und dieser um des Friedens willen geführt werden solle. Fronspurger beginnt seine „Fünf Bücher von Kriegsregiment und Ordnung“: „Wiewohl der Allmächtig, ewig, güttig Gott, wölcher ein Vatter des Frids genannt wirt, allen denjenigen, so durch ordentliche unnd gewonliche Oberkeyt beruffen werden, das Schwerdt bevolhen hatt, das sie Regieren, auff den gemeynen nutz sehen, und denselben fördern, auch allen öffentlichen ergeruiffen wehren, dann auch dafs Allmächtigen Gottes wil und ordnung ist, das sie das Schwerdt nit jnen selbs zu gut, sondern dem Übel zu wehren, und die Underthanen zu beschützen, süren.“ Das Schwert ist ihm „von Gott eingesetzt, die bösen zu straffen, die frommen zu schützen, und frid hand zu haben“. Und mit ausdrücklicher Beziehung auf das Grundsätzliche des Kriegsproblems heißt es: „So wir eygentlich wöllen bedenken was Krieg heiß oder sey, so werden wir nit anders befinden, dann das unrecht und böhs zu straffen. Und darumb sol und muhs man auch fürchterlich kriegem, auff das man frid und gehorsam ausrichte und handthabe.“ Und auch Schwendi gibt „zu bedenken, daß unnöthige, ungerechte und unzeitige Fürnehmen, und die aus keinem guten Gemütthe herfließen, sondern die aus Nachgierigkeit, Ehrgeiz und Begierde, sein Land und Herrschung zu erweitern, und seine Nachbarn zu drücken, verursacht werden, selten wohlgeraten“.

Die elementare Friedensliebe des Soldaten entspricht einer lebendigen Vorstellung vom Kriege — sagt doch auch Moltke, seiner oft zitierten Äußerung gegen den Ewigen Frieden zum Trotz: „Eine friedliche Vermehrung des Wohlstandes ist besser als kriegerische Eroberungen.“ Und selbst von Napoleon, dem

der Krieg sicherlich nicht nur Mittel zum Zweck war, sondern der ein ursprüngliches Bedürfnis hatte, mit Kanonen zu spielen und Soldaten auf dem Schlachtfeld „auszugeben“, wird aus den Jahren der Besinnung auf Sankt Helena das Wort berichtet: „Der Geist überkommt das Schwert.“

Dabei handelt es sich gewiß auch um Menschlichkeit, um das natürliche Gefühl des Erbarmens dem zerstörten Leben, dem Schauspiel von Blut und Tränen gegenüber. Aber es ist hier noch Lieferees im Spiel. Der Soldat weiß, daß das Leben kein letzter Wert ist, daß wir es nicht besser verwenden können als im Opfer, daß es sich nicht ziemt, zu wägen und zu zählen, wenn es den Einsatz ad majorem patriae gloriam gilt. Aber zu den Erkenntnissen, wie sie die äußersten Lebenslagen im Angesicht des Todes gewähren, gehört auch das Wissen, daß dieses ganze Getriebe der menschlichen Existenz mit seiner undurchschaubaren Verflechtung von Bestialität und Erhabenheit, von Willkür und Bindung, von Leidenschaften, Chaos und ewiger Ordnung, von Blindheit und Erleuchtung, mit einem Worte dieses Welttheater der „Spottgeburt aus Dreck und Feuer“ den Stempel des Unerlösten trägt. Es spielt sich auf einer Ebene ab, über der zu allen Zeiten die Menschheit ein Reich der Freiheit von dem Gesetz dieser Erde erträumt hat, ob sie es nun in die Vergangenheit oder Zukunft projizierte oder seiner im Bereich einer zeitlosen außerirdischen Wirklichkeit innegeworden ist. Und dieses Reich, in dem das Gesetz des Todes überwunden ist, wird als ein Reich des Friedens ersehnt und begriffen, dessen mindestens annäherungsweise Verwirklichung dem Menschen auch in der Zeit aufgetragen sei. Daher diese — wenn auch oft das sittliche Problem naiv vereinfachende — Forderung des „gerechten“ Krieges, des Krieges um des Friedens willen. Daher die Bedeutung, die der Frage nach der Kriegs-„Schuld“ gegeben wird. Daher der innere Widerspruch, in dem der Schwertträger lebt, und den Kreuz und Schneide des Schwertes in gewaltiger Symbolik darstellen.

Niels Lyhne und seine Frau

Von Paul Fechter

Sie saßen in der warmen Frühlingssonne auf dem Balkon des Hauses, von dem der Blick weit westwärts ging über das frühlingszarte Blau des Schwielowsees auf Glindow zu und nordwärts die Havel entlang bis zu den Türmen von Werder und weiter. Unter ihnen senkte sich das hohe Ufer von Caputh zum Wasser hinab; in den noch kahlen Bäumen ging ein leichter, zärtlicher Wind. Der Sonntagmittag gab der unendlichen Landschaft unter dem lichten Himmel etwas von Ostern und Kindheit, das die Menschen ebenso weich einhüllte wie die linde Aprilluft.

Ein ernsthafter junger Mann stand an der Brüstung des Balkons und winkte hinab; ein junges Mädchen schritt durch den Garten talwärts und erwiderte heiter zurückgewendet seinen Gruß, ehe es hinter der Mauer an der Straße seinen Blicken entchwand. Da ließ er sich wieder in seinen Stuhl nieder, suchte die Augen der Hausfrau und sagte wie nur für sie: „Sie hatte die schwarzen, strahlenden Augen der Bliders.“

Die Antwort war ein Lächeln; aber der Herr des Hauses griff das Wort auf. „Wissen Sie, daß dieses Buch heute eigentlich von einer unerhörten Aktualität ist?“

Der junge Mann sah ihn etwas erstaunt an. Er hatte bei seinem Zitat offenbar weniger an ein Buch als an die Augen eines sich entfernenden jungen Mädchens gedacht. „Aktuell? Insofern es immer noch eine der feinsten und nobelsten Erzählungen von allerhand nachdenklichen Dingen zwischen männlichen und weiblichen Wesen ist?“

Der Ältere schüttelte den Kopf: „Das meine ich nicht. Ich denke nicht an Edele Lyhne und Herrn Bigum, auch nicht an Fennimore und Erif, sondern an Niels Lyhne selbst und seine tapfere Gottlosigkeit. Und allenfalls noch ein bißchen an seine arme, kleine Gerda.“

Der ernsthafteste junge Mann dachte sichtlich nach. Aber bevor er etwas sagen konnte, mischte sich sein Gegenüber ins Gespräch, ein blonder, ebenfalls noch junger Mensch, dem das Nachbarhaus gehörte, und der, gekleidet mit der unauffälligen Eleganz schon ererbten Besitzes, mehr wie ein städtischer Besuch wirkte als der andere, der erst des morgens mit seinem kleinen Wagen draußen angekommen war. Er wandte sich zu dem Hausherrn: „Das wäre doch eigentlich eine Aktualität von gestern. Die Gottlosigkeit ist, meine ich, heute so wenig

mehr aktuell wie die Freidenkerei und was es sonst noch unter dem alten Regime an dergleichen ebenso billigen wie primitiven Einrichtungen gab.“

Der Angeredete lächelte: „Wenn Sie aktuell nur das nennen, wovon man gerade redet, so haben Sie recht. Wenn Sie aber genau hinsehen, habe ich recht, zumal ich wie gesagt nicht allein an Niels Lyhne selber, sondern vor allem an seine Frau denke.“

Der erstaunte Blick einer jungen Frau, die neben ihm saß, ließ ihn seine weitere Rede an sie richten: „Sie entsinnen sich, daß Niels Lyhne nach dem tragischen Erlebnis mit Jennimore die kleine Gerda heiratet, die ihn zärtlich liebt und mit rührender Leidenschaft versucht, auch die Wege seines Denkens mitzuwandern, gleich ihm ohne den Glauben an eine göttliche Macht das Leben zu ertragen. Das geht, solange das Schicksal es gut mit beiden meint; es zerbricht in dem Augenblick, da Gerda krank wird und ihr Ende herannahen fühlt. Da sinkt der ganze aus Liebe zu Niels errichtete Bau in sich zusammen, der von ihr übernommene Atheismus fällt wieder von ihr ab; da bittet sie um den Geistlichen, um sich mit Gott und ihrem alten Glauben zu versöhnen — und da bekommt das Buch seine Aktualität.“

„Wieso?“ fragte der junge Mann, der mit seiner Erinnerung an den Anfang des Romans das Gespräch heraufbeschworen hatte. „Warum gerade hier?“

„Weil hier der heute entscheidende Punkt für die Bewertung der Kämpfe um das Christentum und zugleich die Wurzel der Kraft dieses Christentums sichtbar wird“, antwortete der Hausherr.

Der freundliche Nachbar lächelte: „Die Macht der Kirche ruht auf der Macht der Frauen.“

Aber der andere schüttelte den Kopf: „Ach nein, so einfach ist das nicht. Sondern die Kraft der Kirche strömt ihr erheblich mehr aus dem Leben selber zu als aus ihren geistigen Grundlagen.“

Er sah einen Moment nachdenklich in die weite Frühlingslandschaft hinaus, über die langsam der Schatten einer schönen weißen Wolke glitt. „Wann braucht der Mensch Gott oder die Kirche?“ fuhr er halb für sich fort. „Doch in den Augenblicken, in denen er vom Schicksal vor die hellen oder die dunklen Geheimnisse des Daseins gestellt wird, wenn er an der Bahre eines geliebten Menschen steht, wenn vor dem Altar das Rätsel der menschlichen Gemeinschaft seine Tiefe vor ihm aufstut, oder wenn er in einem Kinde vor dem Geheimnis neuen Lebens steht. Dann braucht er Gott, und dann braucht er, was noch viel wichtiger ist, die Kirche. Denn sie ist nun einmal die höhere Gemeinschaft, die in solchen Augenblicken eine natürliche Daseinsnotwendigkeit bekommt — in die der Mensch ganz von selbst in diesen Momenten zurückkehrt, wie

eben die kleine Gerda, die vor der Einsamkeit des Todes zurückschauert, weil für ihr natürlich gebliebenes Gefühl da selbst die tiefste persönlich-individuelle Gemeinsamkeit, die der Ehe, allein nicht tragfähig genug ist. Hier wurzelt die eigentliche Macht der Religion; sie heißt nicht umsonst Wiederverbindung — nicht nur mit Gott, sondern auch mit den Schicksalsgenossen vor dem Geheimnis. Und darum, weil er das aufzeigt, ist der Niels Lyhne heute so aktuell.“

„Sie meinen also“, sagte der ernsthafte junge Mann, „daß die eigentliche Quelle des Religiösen oder des Kirchlichen im Leben, nicht in der Lehre — im Praktischen, nicht im Theoretischen liege?“

„Eben dieses meine ich“, nickte der Gefragte. „Die Kirche und die Religion haben heute das Glück, wieder einmal aus ihrer sicheren bloßen Existenz hinausgestellt zu sein, umkämpft zu werden wie nur in den lebendigsten Zeiten ihres Daseins. Vom Atheismus bis zum neuen Germanentum stehen ihr die Gegner gegenüber: fast immer aber gehen die Angriffe gegen ihre geistige Wesenheit, gegen das Weltanschauliche ihres Daseins, während für mein Gefühl — Gerda Lyhne beweist es — ihre eigentliche Macht auf dem Leben beruht, in das sie eingegangen ist. Die Russen sind da offenbar klüger: sie greifen nicht nur die Lehre an — sie verhöhnen offen die Praxis als den gefährlichen Punkt, an dem die Religion Wirklichkeit, Leben wird.“

Der blonde junge Nachbar hob das Gesicht: „Können Sie etwas darüber sagen, was Sie unter Praxis verstehen?“

„Gewiß. Praxis nenne ich all die Handlungen, die sich aus der christlichen Lehre in der Gemeinschaft ihrer Gläubigen ergeben. Praxis ist alles Gottesdienstliche, insonderheit aber alles, was die Welt der Kirche in das Leben des Einzelnen trägt. Denn das ist das eigentliche Bindende — wenn ein Kind getauft oder eingesegnet wird, wenn der Pfarrer ein junges Paar traut, einem Sterbenden hilft. Es gibt viele, die aus Bequemlichkeit oder Überheblichkeit jahrelang auf den Gottesdienst verzichten, in dem die Theorie, die Lehre naturgemäß wieder vor der Praxis steht; es gibt lange nicht so viele, die die gleiche Kraft zum Verzichten auch in den gesteigerten Momenten ihres persönlichen Lebens aufbringen.“

Mit langsamem Flug glitt ein großer Vogel über die Bäume am Hang abwärts zum Wasser hinab. Der Herr des Hauses folgte ihm noch mit den Blicken: da klang die ruhige Stimme der Hausfrau: „Lassen sich denn Lehre und Praxis überhaupt trennen?“

Die Augen wandten sich ihr zu, und sie fuhr fort: „Ich meine, was du da das Begründetsein auf das Praktische nennst — das ergibt sich doch auch alles nur von der Lehre aus. Wenn Gerda Lyhne den Pfarrer ruft, dann

sucht sie doch nicht nur Gemeinsamkeit mit Menschen; da wäre Niels ihr doch viel näher. Sondern sie ruft den, der wie sie den Glauben an Gott und Christus hat, an das ewige Leben und die Vergebung der Sünden, der mit ihr wissend alles dies teilt, was sie einst gläubig in sich aufgenommen hat. Das mit der Praxis — das scheint mir viel mehr für die Zurückbleibenden zu stimmen. Wenn Niels den Pfarrer brauchte, um die Frau und nachher das Kind zu begraben und das Leben weiter zu ertragen, dann hättest du recht. Aber vielleicht täusche ich mich auch“, setzte sie ein wenig errötend hinzu.

Der ernsthafteste junge Mann sah wartend auf den Hausherrn. Der dachte ein wenig nach, ehe er erwiderte: „Natürlich hast du recht, daß ohne die Voraussetzungen des Glaubens und der Lehre auch keine kirchliche Handlung und kirchliche Gemeinsamkeit etwas bedeuten würde. Ich meine aber, daß die entscheidenden Wirkungen auf die Menschen hier wie überall von den Handlungen und von der inneren Kraft des jeweils Handelnden, nicht von den Lehren ausgehen. Sieh dir einmal die Kämpfe an, die die evangelische Kirche jetzt durchfechten muß. Sie gehen zum größten Teil um Sätze der Lehre, um das Judenthum, um Paulus, um das Alte Testament und um die Erlösung. Das ist für die Kirche als solche sicher überall von höchster Bedeutung; für die Gemeinde aber geht es trotzdem im wesentlichen um die tätigen Auswirkungen dieser Meinungsverschiedenheiten. Sie nimmt unmittelbaren Anteil etwa an den Kämpfen um das Judenthum, weil da jeder durch Freunde und Bekannte direkt beteiligt ist: sie lebt das andere wesentlich über ihre Beziehungen zu ihrem Geistlichen und seinen Taten, zu seinem Kampf und seiner Haltung mit. Sie hält sich an den Handelnden — der ihr identisch ist mit der Lehre. Könnten die kirchlichen Behörden den Streit um die Lehre auf die Schreibtische und die Versammlungen der Geistlichen, also aufs Reich des Theoretischen beschränken, er würde die Gemeinden vielleicht erheblich weniger interessieren. Das geht aber nicht, denn die Praxis gehört zum Wesentlichen am Christentum, und in dieser Praxis, das heißt in der Verwirklichung der Lehre vor und mit der Gemeinde vollzieht sich sogar die eigentlich lebendige Auseinandersetzung mit Gott wie mit dem Leben. Dein Einwand bestätigt im Grunde meine Betrachtung.“

Der ernsthafteste junge Mann sah den Sprecher angestrengt nachdenkend an: „Dann würden“, sagte er langsam, „die eigentlichen Schwierigkeiten für die Deutsche Glaubensbewegung in der Praxis liegen?“

Der Hausherr nickte zustimmend: „Ganz richtig. Der Versuch dieser Bewegung, die alten Götter der Germanen aus der Tiefe der Vergangenheit wieder heraufzubeschwören, hat menschlich wie gefühlsmäßig vieles für sich,

und ich verstehe durchaus, daß das neugeweckte Volksgefühl seine ererbten Erinnerungen an Thor und Wotan wieder bis zu religiösen Glaubenssätzen und Glaubensformen verdichten möchte. Man braucht ja nicht gleich bis zu einem altgermanischen Katechismus zu gehen, wie ihn der Professor Ernst Bergmann jetzt verfaßt hat; aber der Mann hat dabei sicher ein Gefühl für die eigentlichen Schwierigkeiten der neuen Glaubensbewegung gehabt. Die liegen nämlich wieder da, wo sich der Übergang aus der Lehre und dem Glauben in die Praxis des Lebens und der Gemeinsamkeit, die jeder Glaube und jede Kirche brauchen, vollziehen soll. Man kann Wotan und Freia wohl wieder in die Gegenwart heraufglauben: wie aber soll man von ihnen aus den Aufbau einer germanischen Kirchengemeinschaft oder auch nur Kirchenbewegung mit einem germanischen Gottesdienst, germanischen Riten schaffen, die die gleiche verbindende Kraft haben oder bekommen könnten wie die christlichen Bräuche? Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Menschen.“

Ein Glockenschlag kam von weitem herüber; unten weinte ein Kind. Der Nachbar räusperte sich: „Bleibt aber auch da nicht“, sagte er ein wenig verlegen, wie es schien, „das Letzte, Entscheidende, der Glaube? Er ist doch das eigentlich Gemeinschaftsbildende, nicht die kirchliche Handlung oder die Gemeinsamkeit des Mitlebens bedeutsamer Lebensmomente. Wenn die Menschen, die die alten Germanengötter wieder heraufbeschwören wollen, die nötige Kraft des Glaubens mitbringen, werden sie bestimmt, wenn sie sie nicht in den Nesten der Tradition finden können, neue natürliche Formen für die heiligen Handlungen finden, mit denen sie ihrem Glauben und ihrer Verehrung für ihre religiöse Welt Ausdruck geben wollen.“

Der Hausherr nickte: „Sicher — aber trotzdem werden sie es am schwersten haben, weil sie versuchen, hinter den Zeitpunkt zurückzugehen, an dem die seelische Entwicklung der Welt ihre Richtung einmal entscheidend umgekehrt hat. Das Jahr der Geburt Christi bedeutet nicht nur äußerlich den Nullpunkt unseres zeitlichen Koordinatensystems und die Umkehr der Richtung des Zählens der Jahre: es ist auch der entscheidende Wendepunkt in der Haltung des Seelischen und der Haltung zum Seelischen. Das wurde als die entscheidende Herrschermacht wirklich erst mit Christus geboren, mit dem die seelischen Kräfte die Wendung von draußen nach drinnen, vom Leben mit sich zum Leben gegen die unmittelbaren Triebe durchmachten. Seitdem hat sich die Seele trotz allem so sehr die Welt erobert, daß ein Zurückgehen hinter diesen Wendepunkt ihres Daseins innerlich auf die größten Schwierigkeiten stoßen muß. Glauben ist sehr schön; aber der Glaube hat in den zwei Jahrtausenden,

die seitdem vergangen sind, so viel seelische Funktionen als Voraussetzung mitbekommen, daß ein Glaube, der einen Seelenzustand ohne diese erworbenen Energien voraussetzt, fast nicht mehr zu verwirklichen scheint. Man kann vom Protestantismus noch zum Katholizismus, der ihm ja vorangeht, hinüber; aber man kann sehr schwer zu den Göttern der Zeit vor dem Christentum zurück.“

„Meinen Sie nicht“, fragte der ernsthafte junge Mann, „daß die überlegene Macht des Katholizismus zum Teil darauf beruht, daß er bewußt das Gewicht zwischen Theorie und Praxis, zwischen Lehre und Handlung im Leben ausgleichend verteilt hat?“

„Gewiß“, bestätigte der Herr des Hauses. „Nehmen Sie den Tiefinn der letzten Dlung, das Sakramentsgeheimnis der Ehe: so etwas trägt und bindet mit Kräften, deren Aufgeben schon den Protestantismus vor die schwersten Probleme gestellt hat; denn je tiefer, je innerlicher und seelischer ein Glaube ist, desto persönlicher wird er ganz von selbst, und desto ferner bleibt er damit der Welt der Handlungen und des Gemeinsamen. Diese kirchliche Latwelt wiederum ist es, die dem Katholizismus die ungeheure Macht über die im Inneren Schwachen gibt: das große Reich der äußeren Gemeinsamkeiten wirkt hier zurück auf die Seelen der Schwankenden, hält und stärkt und bindet sie viel mehr, als es etwa die protestantische Praxis vermag. Der Protestantismus stellt zuletzt jeden auf sich und damit die viel höheren Forderungen an den Einzelnen; er hat bewußt die Wendung nach innen, die das Christentum mit sich brachte, von neuem zum Prinzip erhoben, hat ihr dabei aber das Gleichgewicht zwischen drinnen und draußen, zwischen Lehre und kirchlichem Leben geopfert. Also daß es über ihn hinaus eigentlich nur noch den Weg in die Einsamkeit gibt.“

Der junge ernsthafte Mann sah den Sprecher lange an: „Dann aber würde am Ende wieder — Niels Lyhne stehen.“

Der Ältere schwieg eine Weile, dann nickte er: „Am Ende — ja! Denn Niels Lyhne, so aufrecht und folgerichtig er seinen Atheismus bis zum Tode durchhält — zuletzt ist er auch der beleidigte Gläubige, der heimliche Protestant, der aus seinem Glauben die Konsequenz zieht, daß ein Gott, der sich sogar der Kraft dieses Glaubens verschließt, nicht sein kann und darf. Echter Atheismus, wofern es ihn geben kann, hat zur Voraussetzung eigentlich eine Welt, in der nie von Gott die Rede war; sonst wird er am Ende doch immer wieder Antitheismus und bestätigt so, wie es etwa bei Nietzsche ging, zum mindesten die Realität des Gottglaubens, wenn auch nicht Gottes selber.“

Die junge Frau neben dem Sprecher atmete erleichtert auf: „Dann glauben Sie also nicht daran, daß die Gottlosigkeit einmal allgemein werden könnte?“

Der Gefragte lächelte: „Die echte Gottlosigkeit, das wirkliche Bios atheos, das Leben ohne jede Beziehung auf Gott: die halte ich als allgemeine Betrachtungsweise allerdings für ausgeschlossen. Alle atheistischen Versuche, vom harmlosen Monismus der Sozialdemokratie und dem Freidenkertum der Vorkriegszeit bis zur offiziellen russischen Gottlosigkeit haben im Hintergrunde als geheime Voraussetzungen die Existenz eines unsichtbaren Gottes. Ohne den würde ja die ganze Gottlosigkeit keinen Spaß machen. Der Gottlose von heute braucht heimlich Gott, um sich am Kampf gegen ihn aufzurichten, seinen Stolz und die Kraft seiner Überlegenheit in seiner Bekämpfung zu beweisen. Ein echter, reiner Atheismus ist eine Aufgabe, an die sich nur sehr strenge und sehr überlegene, sehr wissende Seelen wagen dürfen. Wobei ich allerdings nicht weiß, ob ich in diesem Zusammenhang das Wort Seele noch gebrauchen darf.“

„Ich glaube nicht“, sagte der ernsthaft junge Mann. „Denn wenn ich Sie recht verstanden habe, ist doch auch für Sie der Weg des Christentums eins mit dem Weg der Seele, und die überlegene und heute bereits zeitlose Macht der beiden oder der drei großen christlichen Bekenntnisse beruht darauf, daß sie die überpersönlichen, notwendigen und darum gemeinsamen Schicksale der Seele, denen sich niemand entziehen kann, daß sie die Summe der aus dem Wesen dieser Seele hervorgehenden Notwendigkeiten zur Grundlage haben. Der Protestantismus und die beiden katholischen Kirchen haben ihre Macht über die Menschen nur der Tatsache zu danken, daß sie auf den uralten Erfahrungen über das wirkliche Verhalten der Seele, ihr Zu- und Abnehmen im richtigen und im falschen Leben, ihren Urbesitz und ihr Erworbenes und ihrer Zielstrebigkeit aufgebaut sind. Wirklicher Atheismus kann erst wachsen, wenn es gelingt, die seelische Substanz der Menschheit in harter Arbeit zu vernichten.“

„Halten Sie das für möglich?“ fragte wieder ängstlich die junge Frau.

„Bei Individuen erlebt man es des öfteren“, war die Antwort. „Bei ganzen Völkern ist es nicht sehr wahrscheinlich, weil die Gemeinsamkeit, die ja ein wesentlicher Faktor der seelischen Existenz ist, dagegen steht. Der Kommunismus geht da sehr konsequent vor, indem er versucht, die natürlichen Gemeinsamkeiten, vor allem die Ehe, die Familie auszurotten und die Individuen möglichst vereinzelt in die seelenlosen Bindungen seiner Zweckverbände und Organisationen zu stecken. Seine Erfolge in der Gottlosenpropaganda scheinen freilich, wie die Meldungen über die Niesenbeteiligung am diesjährigen Osterfest zeigen, im Verhältnis zu seinen Bemühungen sehr gering zu sein. Es ist eben auch da so, daß jeder Kampf neues Leben weckt und daß die orthodoxe Kirche trotz

aller Leiden, die sie jetzt durchmacht, zuletzt wohl als Sieger auf dem Plan stehen wird.“

Der junge ernsthafte Mann nickte: „Von hier aus hat der Protestantismus allen Grund, dankbar zu sein, daß auch in seinem Bereich sich harte Meinungsverschiedenheiten auftraten.“

„Sicher“, stimmte der Hausherr zu, „obwohl es verwegen wäre, die Kämpfe innerhalb der evangelischen Kirche Deutschlands auch nur von weitem in Parallele mit dem zu setzen, was in Rußland vorgeht. Vergessen wir doch nicht: hier steht Lehre gegen Lehre, Glauben gegen Glauben, Inneres gegen Inneres. Wir erleben wieder einmal das Vorbildliche des Schauspiels, daß Pfarrersein nicht mehr nur einen Beruf, sondern Überzeugung haben und bekennen heißt — daß Männer dastehen, die mutig und aufrecht ihr Amt zur Verfügung stellen um ihres Glaubens willen, den sie gegen Männer des gleichen Glaubens verteidigen. Das ist etwas, was gerade in diesem Lande etwas ungeheuer Wichtiges ist. Hier hat jeder selbstverständlich seine eigene Überzeugung — aber er hat sie am liebsten für sich allein im stillen Kämmerlein und macht nach außen hin möglichst wenig sichtbaren Gebrauch davon. Jetzt stehen Männer auf — Frauen tun das sonst viel eher — und bekennen öffentlich Überzeugung und Glauben, die sie von der größeren Allgemeinheit sondern; sie beweisen öffentlich Charakter gegen Vorgesetzte und Obrigkeit, die Gewalt über sie hat. Gemeinden erleben dieses Schauspiel allerorten, und zwar um Dinge innerhalb der Kirche selbst. Diese Geistlichen protestieren nicht gegen Gottlose und Bösewichte, sondern gegen ebenso gutgläubige Mitprotestanten, wie sie selber es sind. Die geistige Welt des Protestantismus gibt der übrigen Welt das großartige und ergreifende Schauspiel des Ringens zwischen Seelen, die auf beiden Seiten das Beste wollen — um das, was nun wirklich das Rechte, die Wahrheit, das Notwendige ist. Niels Lyhne, der noch als Sterbender den Geistlichen ablehnt und in seiner einsamen Überzeugung stirbt, ist um nichts strenger und reinlicher als diese Pfarrer, die heute — meist sogar ganz für sich allein — gegen die herrschenden Mächte ihrer eigenen Kirche stehen, der sie sich zugleich zutiefst verbunden fühlen. Man könnte fast glauben, daß heute wieder einmal eine tiefere Fundierung der religiösen Welt von der Art vor sich geht, wie wir sie bei Eckart, bei Luther erlebten — wenn nicht die Diskussion zuletzt doch mehr eine kirchliche als eine religiöse wäre.“

„Warum?“ fragte der Nachbar und rückte aus der Sonne, die ihm ins Gesicht zu scheinen begann.

„Weil beide“, klang die Antwort, „den Bau der Kirche in gleicher Weise voraussetzen und nur verschiedener Meinung über Einzelheiten, allerdings

grundsätzlicher Art sind. Die Streitenden sind genau genommen nicht einmal politische Gegner: sie haben beide die gleiche Leidenschaft für ihre protestantische wie für ihre Volkswelt und sind nur uneins über die rechten Wege, die man gehen muß.

„Und trotzdem haben sie diese Wirkung, daß die Kirchen heute voller sind denn je und daß Leute wie wir einen ganzen schönen Frühlingstag mit Gesprächen über solche Fragen hinbringen können.“

„Ja“, lachte der Hausherr und griff zum Glas, „so ist es. Was die Gottlosen in den letzten fünfzehn Jahren nie fertig bekamen, haben die Gläubigen erreicht, indem sie zu streiten begannen. Sie haben nicht nur die Kirche, sondern auch die Religion so aktuell gemacht wie nie zuvor. Es ist ein sehr deutscher Vorgang und für viele ein sehr schmerzlicher; aber ich glaube, daß wir uns zuletzt doch seiner freuen müssen.“

Seine Frau sah ihn ein Weilchen nachdenklich an. „So einfach, glaube ich, ist das doch nicht, wie du es zu sehen scheinst“, sagte sie langsam. „Was bei den Pfarrern vorgeht, sitzt tiefer als alle deine Praxis oder sogar Lehre.“

Sie wurde ein bißchen verlegen, als sie merkte, daß alle sie ansahen. „Worum da gerungen wird“, sagte sie, „ist, meine ich, der Glaube, wo er am tiefsten ist. Und darum ist das nicht gut, sondern eigentlich tragisch. Sie glauben beide; aber sie glauben aneinander vorbei. Ich kann das nicht so sagen wie du: ich meine, die einen glauben an Volk und Blut und Land und alles Mögliche, was schön und gut und groß ist; aber das hat nichts mit dem christlichen Glauben zu tun, um den es den andern geht. Der bewegt sich über den irdischen Dingen. Die einen sind die Stärkeren, haben die größere Macht, und das ist für Männer niemals gut; denn dann verlieren sie leicht ein bißchen das Wissen darum, wie sie eigentlich von Natur sind. Die andern sind schwächer; aber gerade das ist gut; denn es gibt ihnen die Kraft, die der richtige Glaube und der richtige Mensch braucht. Und Religion, hast du selber einmal gesagt, ist das, was übrigbleibt, wenn der Mensch bloß noch richtig im Sinn des lieben Gottes sein will und weder an sich noch an die Welt mehr denkt.“

Der Herr des Hauses sah sie eine Weile schweigend an; dann nickte er: „Die alten Germanen waren sehr gescheite Leute. Man sollte in diesen Dingen viel mehr auf die Frauen hören als auf die Männer — natürlich nur auf die klugen.“

Die Rechenhaft

Wie Mönche mühsam Pergamente malen,
errechnen wir tagtäglich neue Summen.
Dann setzt Gott seine Zeichen vor die Zahlen,
und was uns galt, hat künftig zu verstummen.

Wir sehen unsere Ziffern rasch verbleichen:
was du auch schriebst, hat Maß und Sinn verloren.
Und aus der Wirnis werden Gottes Zeichen
als einziger Wert, der morgen gilt, geboren.

Jochen Klepper

Mosaik der Zeit

Der australische Landesverteidigungsrat hat das neue Wehrprogramm angenommen, das sich bis 1941 erstreckt. Von England soll sofort ein Kreuzer neuester Bauart, höchstens 2 Jahre alt, erworben werden. Die Wehrausgaben wurden bedeutend erhöht. In einer Besprechung kündigte der Wehrminister an, dem Parlament werde die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht vorgelegt werden. Auch das amerikanische Abgeordnetenhaus nahm einen Zusatz zur 1,12 Milliarden Dollar-Flottenvorlage an; darnach soll die dort vorgesehene Zahl von 3000 Marineflugzeugen nicht als Höchst-, sondern als Mindestziffer gelten.

England, Frankreich und die Vereinigten Staaten haben angekündigt, daß sie sich über die Aufhebung der Tonnagegrenze für Schlachtschiffe, wie der Londoner Flottenvertrag sie vorsah, geeinigt hätten. Japan hat sein Befremden geäußert, daß diese Aufhebung mit dem Hinweis auf angebliche japanische Baupläne begründet worden sei, und hat sich völlige Rüstungsfreiheit vorbehalten.

Nachdem Deutschland in der Reichstagsitzung vom 20. Februar die Anerkennung Mandschukuo öffentlich ausgesprochen hatte, hat nun Italien durch Ernennung eines Gesandten und Ueberreichung des Beglaubigungsschreibens beim Kaiser von Mandschukuo seiner schon länger vollzogenen Anerkennung öffentlich Ausdruck gegeben.

Der englische Ministerpräsident Chamberlain empfing den Vorsitzenden der chinesischen Gesetzgebenden Versammlung, Dr. Sun Fo, der sich seit einiger Zeit in London um eine englische Anleihe für China bemüht. Bei einem Empfang des chinesischen Botschafters wies er darauf hin, daß er unmittelbar aus Moskau komme, wo er mit Stalin und Litwinow Besprechungen gehabt habe; die Sowjetunion habe starke Truppenmassen im Fernen Osten zusammengezogen und sei entschlossen, in China militärisch einzugreifen, falls eine Niederlage Chinas drohe. Im übrigen zeigte Sun Fo Zuversicht und erklärte, China lehne jede Vermittlung ab, solange ein feindlicher Soldat auf Chinas Boden stehe.

In aller Stille hat das französische Kriegsministerium in Ajaccio, in der Bucht von Ajaccio auf Korsika, einen Stützpunkt für die Luftstreitkräfte der französischen Kriegsmarine angelegt, der, in der Achse Berre-Bizzerta gelegen, einen hervorragenden Verteidigungspunkt zur Freihaltung der afrikanischen Nachschublinie Frankreichs darstellt.

Der schlesische Sejm hat dem polnischen Parlament eine Entschliebung gegen das staatliche deutsche Minderheitsgymnasium in Bielitz zugestimmt, weil es als eine „Bevorzugung eines bestimmten Volksteils“ angesehen werden müsse. Der schlesische Wojwode wird aufgefordert, für die Auflösung im nächsten Jahr zu sorgen. Dabei handelt es sich um das einzige staatliche deutsche

Gymnasium; alle andern deutschen Gymnasien auf polnischem Staatsgebiet sind Privatlehranstalten.

Der Geschäftsführer des deutschen Volksbundes Mitz und der Referent der Rechtsabteilung Janischewski wurden vom Rattowitzer Amtsgericht zu 2 und 4 Wochen Gefängnis sowie zu 100 und 150 Zloty Geldstrafe verurteilt, weil sie eine Beschwerde des Volksbunds an das Wojwodschaftsamt über einen polnischen Lehrer unterzeichnet hatten; dieser Lehrer hatte die Erziehungsberechtigten, die ihre Kinder aus der polnischen in die deutsche Schule umschulen ließen, durch abfällige Aeußerungen beleidigt.

Der polnische Sejm nahm ein Gesetz an, wonach Personen, die mehr als 5 Jahre im Ausland leben und die inneren Beziehungen zu Volk und Staat verloren haben, ausgebürgert werden können.

Die offiziöse Informations-Diplomatica nimmt in Abwehr ausländischer Anschuldigungen zur Judenfrage in Italien Stellung: Der Eindruck sei irrig, daß die faschistische Regierung im Begriffe sei, eine antisemitische Politik einzuleiten. Das Weltjudentum-Problem könne nur dadurch wirklich gelöst werden, daß man irgendwo in der Welt, aber nicht in Palästina, einen jüdischen Staat im vollsten Sinn des Wortes schaffe, der auf normalem diplomatischem und konsularischem Weg alle in der Welt verstreuten jüdischen Elemente vertreten und schützen könne. Ein spezifisch italienisches Judenproblem gebe es nicht, da die Juden in Italien nur zwischen 50 und 60 000 zählten bei einer Bevölkerung von 44 Millionen; deshalb habe die italienische Regierung nie an politische, wirtschaftliche oder mora-

lische Maßnahmen gegen die Juden gedacht, soweit es sich nicht etwa um antisemitische Elemente handle; sie wolle keine Glaubensabtrünnigen schaffen und keine künstliche Assimilierung durchführen, behalte sich aber das Recht vor, die erst kürzlich zugewanderten Juden zu überwachen und dafür zu sorgen, daß der jüdische Anteil am Gesamtleben der Nation dem Zahlenverhältnis des jüdischen Einschlags entspreche.

Der Herausgeber der „Epoque“, der bekannte Deutschenfeind Henri de Kerillis, forderte mit dringenden Hilferufen seine Leser auf, ihm innerhalb einer Woche 5 Millionen Francs zur Weiterführung seines Blattes zur Verfügung zu stellen. Tatsächlich konnte er kurz darauf mitteilen, daß 4,8 Mill. aus den verschiedensten Bevölkerungskreisen gespendet worden seien. In den seitenlangen Listen finden sich bekannte Namen aus französischen Rechtskreisen, aber auch viele anonyme Spender. Ein zweites bedeutendes Blatt der Rechten, das „Echo de Paris“, ist in Liquidation getreten; es ist noch nicht entschieden, ob es von einer großen Finanzgruppe unter dem gleichen Namen weitergeführt oder mit der „Epoque“ vereinigt werden wird. Für die Vereinigung setzen sich führende Militärs ein, vor allem General Castelnau.

Im ungarischen Abgeordnetenhaus interpellierten die legitimistischen Abgeordneten Graf Szechenyi und Payer wegen der Haltung der Regierung bei den österreichischen Ereignissen und wegen Sicherung der ungarischen Unabhängigkeit. Sie warfen ihr dabei ungenügende Unterrichtung der öffentlichen Meinung und „mangelnde Wahrung der Bündnistreue zur Schusch-niggregierung“ vor. Dabei kam es zu

stürmischen Protesten des Hauses, aus dem immer wieder Rufe laut wurden: „Es lebe das befreundete Deutschland.“ Ministerpräsident Daranyi und Außenminister Kanya antworteten, die ungarische Unabhängigkeit sei gegenwärtig nicht bedroht.

Gaulleiter Bürckel hat den Reichsstatthalter von Oesterreich, Dr. Seyß-Inquart, ersucht, die Ehrenbürgerernennungen Ottos von Habsburg rückgängig zu machen und die Dankurkunden zurückzugeben. Das Landgericht Wien I hat gegen ihn wegen Verdachts des Hochverrats einen Steckbrief erlassen, der im Fahndungsblatt veröffentlicht ist. Der Tatbestand des § 58 b, c, wird darin erblickt, daß der Prinz gegen die vollzogene Vereinigung Oesterreichs mit dem Reich einen Protest bei fremden Staaten überreicht hat.

Zwischen dem Reichserziehungsminister und dem Reichsjugendführer ist die Einsetzung von Vertrauenslehrern der H.S. an den Schulen aller Art vereinbart worden. Der Schulleiter bestellt ihn auf Vorschlag des Bannführers bzw. der Untergaueführerin auf 1 Jahr. Er muß dem NS-Lehrerbund angehören, soll aus der H.S. hervorgegangen sein oder sich darin betätigt haben und soll an einem Führerschulungslehrgang der H.S. teilnehmen. Er verkehrt unmittelbar mit den zuständigen Führern der H.S. und des BDM. und ist Mittelsmann zwischen ihnen und dem Schulleiter. Bei Prüfungen und Beratungen über die Verfassung hat er an Hand der vom zuständigen H.S.-Führer gegebenen Unterlagen das Verhalten des Schülers in der H.S. zur Sprache zu bringen. Er ist an der Entscheidung über Strafen und Vergünstigungen, z. B. Freiplätze, zu beteiligen. Ihm obliegt auch die Auf-

klärung der Eltern und Schüler über Ziel und Arbeit der H.S., der Ausgleich zwischen Schul- und Dienstverpflichtungen u. ä.

Durch Ministerialverfügung ist der Geschichtslehrstoff auf der Oberstufe der höheren Lehranstalten so verteilt worden, daß künftig in der 6. Klasse Altertum, deutsche Vor- und Frühgeschichte bis 919 zu behandeln ist, in der 7. Klasse die Zeit von 919 bis 1740, in der 8. von 1740 bis unmittelbar in die Gegenwart.

Auf dem Reichslehrgang der Gaufachbearbeiter für Vor- und Frühgeschichte in Bayreuth wurden folgende Einheitsbezeichnungen festgelegt: Statt „vor und nach Christi Geburt“ ist zu sagen „vor und nach der Zeitrechnung“; statt „vor-, nach-, provinzialrömisch oder kaiserzeitlich“ sind zur Kennzeichnung germanischer Zeitschnitte und Kulturzustände die Ausdrücke „ur- und großgermanisch“ zu verwenden; statt v ist in germanischen Worten w einzusetzen, z. B. in Wandaler, Ariowist; lateinische Ableitungsformen sind zu vermeiden, also ist zu sagen Karlinger statt Karolinger, Merwinger statt Merowinger; statt ostdeutscher „Kolonisation“ soll es heißen ostdeutsche Landerschließung, Rückgewinnung, Wiederbesiedlung, Rodezeit.

Zur Deckung des Vierjahresplans-Bedarfs an Chemikern und Physikern hat sich der Reichserziehungsminister auf Anregung des Präsidenten der Reichsanstalt für Arbeitseinsatz entschlossen, Studienassessoren und -assessorinnen dieser Fächer für die Zwecke der freien Wirtschaft zu beurlauben, sofern ihre Fähigkeiten mehr auf wissenschaftlichem als auf pädagogischem Gebiet liegen und sie für die nächsten

Sahre noch nicht auf eine volle Beschäftigung im Schuldienst rechnen können. Bei späterer Rückkehr wird das Beoldungsdienstalter nicht gekürzt.

Ein Reichsgesetz zur Menderung und Ergänzung der familienrechtlichen Vorschriften des BGB. bestimmt, daß sich im familienrechtlichen Streitverfahren Parteien und Zeugen zur Feststellung der Abstammung eines Kindes erb- und rassenkundlichen Untersuchungen und der Entnahme von Blutproben zu unterwerfen haben. Die Ehelichkeit eines Kindes kann künftig nicht nur vom Ehemann der Mutter angefochten werden, sondern auch vom Staatsanwalt, wenn er es im öffentlichen oder in des Kindes Interesse für geboten hält. Formfehler eines Kindannahmevertrags können künftig durch rechtskräftige Bestätigung des Vertrags geheilt werden.

Der Reichsinnenminister hat durch Verordnung alle landesrechtlichen Vorschriften aufgehoben, die das Veranhalten von Tanzlustbarkeiten in der Karwoche verboten hatten, und hat die Bestimmungen über den Schutz der Sonn- und Feiertage neu gefaßt. Geschützt gegen Tanzlustbarkeiten bleiben darnach nur Karfreitag, Karstams- tag und Ostersonntag, alle weiteren Beschränkungen sind unzulässig. Als Tanzlustbarkeiten gelten nicht solche Veranstaltungen, bei denen ausschließlich deutsche Volkstänze getanzt werden.

Im Zug der baulichen Veränderungen der Reichshauptstadt wird die Siegessäule vom Königsplatz, wo sie zu der geplanten Riesenversammlungshalle nicht mehr im rechten Größenverhältnis stünde, zum Großen Stern verlegt werden. Dabei soll sie durch Einfügen einer Säulentrommel um 6,40 auf rund 69 Meter erhöht werden. Die

Siegessäule wurde 1873 in der Nähe der Arbeitsstätte Moltkes enthüllt und ist heute von Bismarcks, Moltkes und Roons Standbildern umrahmt. Auf den Reliefs ihres Sockels sind die Hauptereignisse der Einigungskriege von Düppel bis Paris abgebildet.

Staatsminister Sämisck, der Präsident des Rechnungshofs und der Preußischen Oberrechnungskammer, ist wegen Erreichung der Altersgrenze in den Ruhestand getreten. In seiner 15-jährigen Tätigkeit an diesen Behörden hat er ihre Arbeit neuzeitlich gestaltet und die Weiterbildung und wissenschaftliche Bearbeitung des Haushaltsrechts entschieden gefördert. Sahrelang sorgte er als Reichsparkommissar für Durchkämmen des Verwaltungsapparats und für ertragreichste Anlage der Staatsgelder. Als Förderer der Friedrich List-Gesellschaft hat er die Herausgabe der Aktenpublikation zur Vorgeschichte des Deutschen Zollvereins ermöglicht.

August Winnig beging seinen 60. Geburtstag. Als Sohn eines Totengräbers in Blankenburg im Harz geboren nahm er seinen Aufstieg in der Gewerkschaftsbewegung als „Revisionsnist“, der sich gegen den orthodoxen Marxismus wandte und um Verständnis für nationale Anliegen warb. Während des Krieges stand er ehrlich hinter dem nationalen Widerstandswillen, suchte dann, in der Revolution zum Oberpräsidenten von Ostpreußen ernannt, aus dem Zusammenbruch zu retten, was zu retten war, und stimmte in Weimar gegen Versailles. In den Tagen des Kapp-Unternehmens hieß er als Ausdruck seiner Gesinnung die schwarz-weiß-rote Fahne. In seiner schriftstellerischen Arbeit hat er der strengen Unterscheidung zwischen Ar-

beitertum und Proletariat Bahn gebrochen, indem er zeigte, wie die deutsche Arbeiterschaft unter die Leitung abtrünniger Bürgerlicher geraten war, denen nicht am Einbau eines Standes in die Gesellschaft, sondern am Umsturz der Gesellschaftsordnung lag. Von seinem Lebenslauf berichten die Erinnerungsbücher „Frührot“, „Der weite Weg“ und „Heimkehr“.

In München starb nach kurzem Krankenlager 88jährig Prinzessin Arnulf von Bayern, geborene Prinzessin von Liechtenstein, 1882 die Ge-

mahlin des dritten Sohnes des Prinzregenten Luitpold, also Schwägerin König Ludwigs III. von Bayern und des Feldmarschalls Prinzen Leopold; sie war die Mutter des Prinzen Heinrich, der als Maj. Joseph-Ritter und stellvertretender Kommandeur des Infanterie-Leibregiments 1916 am Roten Turm-Paß in Rumänien fiel. Die Prinzessin arbeitete bis zuletzt mit an der Beschaffung von Arbeiterheimen und an der Kinderfürsorge; zahlreiche Wohltätigkeitsanstalten verlieren an ihr eine unermüdete Schützerin und Betreuerin.

Bücher der Geschichte

Das Zeitalter der Glaubensspaltung.

Von Reinhold Schneider.

Vielleicht hat kein Volk tiefer an seiner eigenen Gegensätzlichkeit gelitten als das deutsche; ist keines im Ringen um die Ausdrucksform seiner Seele in einen so tiefen Widerspruch zwischen diesen Ausdrucksformen geraten. Eine gewisse Einheitlichkeit deutschen Geistes und deutscher Menschenformung ergibt sich wohl dann, wenn man diese in festumgrenzten Epochen sucht; ruft man aber die Gesamtheit der deutschen Vergangenheit und Geistigkeit auf, so scheint sich gegen einen jeden Sprecher ein zweiter zu erheben, der als Zeuge nicht abgelehnt werden kann; und ein leidenschaftlicher Drang nach dem Ewigen, der die Geschichte nicht etwa nur durchwaltet oder neben ihr herströmt, sondern mit der Kraft eines Schicksals ihr Gefälle bestimmt und sie durch Stromschnellen und über die gefährlichsten Felsstürze treibt, könnte dann noch zu-

erst als das Gemeinsame, sein Widerklang in der Sphäre des Geistes als die deutsche Aussage erscheinen. Aber die Gegensätzlichkeit ist eben dann am schmerzlichsten, wenn sie nicht irdische Verhältnisse, sondern die Beziehung zum Ewigen betrifft; wenn ein Volk und die großen Geister dieses Volkes sich nicht darüber einigen können, auf welche Weise sie sich der Hoffnung auf Gottes Gnade versichern sollen. Überzeugungen dieser Art durchwirken das ganze Wesen des Menschen, sein Fühlen sowohl wie sein Verhältnis zur Umwelt, zur Vergangenheit, zu allen Werten des Geistes; immer wieder erweisen sich die Prägungen, die den Menschen von den Bekenntnissen mitgeteilt wurden, als unverwischbar, in den meisten Fällen auch dann, wenn der Geprägte sich ihrer nicht mehr bewußt ist oder sie abgelegt zu haben glaubt oder mit allen Kräften vertilgen will. Dies sind Gegebenheiten, die hingenommen werden müssen; nicht

Streit und Eifer, nur Glaube und Zuversicht und das Bestreben, durch Leben und Sein zu zeugen, werden sie tragen helfen; und wenn auch der Glaube als solcher einer Verteidigung nicht mehr bedarf, so stellen sich doch auch die Überlieferungen im Raum der Volksgeschichte als Rechtfertiger ein.

Aber gerade die Geschichte könnte trennend wirken, und dies in um so stärkerem Maße, je mehr Betrachter und Darsteller sich vom Ewigen lösen und dem Irdischen zuwenden; je mehr der Streit um das Höchste, der die edelsten Deutschen verzehrte, nachträglich nach den irdischen Gütern bemessen werden sollte, die er etwa eingetragen oder aufgebraucht hat. Darum bedarf gerade die deutsche Geschichte großer Darsteller, die kraft ihres Glaubens große Versöhner sind; solcher, die aussagen, ohne zu verletzen, und in der Erkenntnis des tragischen Geheimnisses, das über dieser Geschichte waltet, und in der Achtung vor diesem Geheimnis den wirkenden Kräften in ihrer Gegenzüchtigkeit gerecht werden. Gerechtigkeit kann freilich nur von einem festen Standorte aus geübt werden; wer nicht verpflichtet ist, kann auch nicht gerecht sein, weil er in Gefahr ist, die Maßstäbe seines Urteils von Fall zu Fall zu verändern; und darum soll einer neutralen Geschichtsschreibung — deren Möglichkeit übrigens wohl noch nicht erwiesen ist — gewiß nicht das Wort geredet werden, wohl aber einer versöhnlichen, die auf festem, vom Glauben wie der Geschichte begründeten Standorte die Vergangenheit durchforscht und darstellt. Sie wird um so gerechter sein, je stärker ihre Überzeugungen sind; denn von tiefgegründeter Überzeugung allein wird sie die Gelassenheit erwarten können, die auch die bedeutendsten Erscheinungen der Gegen-

seite, und was diese immer an Gründen vorzubringen hat, rein auffaßt und wiedergibt, ohne eine Erschütterung der eigenen Fundamente befürchten zu müssen.

Erwägungen dieser Art wird man vielleicht anstellen müssen, wenn man den Wert und die Bedeutung des Werkes erkennen will, in dem Ricarda Huch das Zeitalter der Glaubensspaltung schildert. (Atlantisverlag, Berlin, 477 Seiten. Geb. RM. 9.60.)

Die Dichterin hat das innerste Problem der deutschen Geschichte noch einmal ergriffen; die Reformationszeit läßt sich freilich nur behandeln in enger Beziehung zur Geschichte des alten Reichs, auf die sie in mehr als einer Hinsicht die Antwort gegeben hat, und so könnte der schöne vorhergehende Band „Römisches Reich deutscher Nation“ in all seinem hohen Eigenwerte als der Vorbereiter des letzten Buches erscheinen, wie ja das ganze, unüberschaubar reiche Werk Ricarda Huchs als Vorbereitung auf die vor einigen Jahren begonnene deutsche Geschichte anmuten könnte. Hier blitzen so viele Erscheinungen wieder auf, die im Werke der Dichterin wie der Geschichtsschreiberin sich angemeldet haben oder schon gestaltet worden sind; mag nun die Geschichte der Eidgenossenschaft im Hintergrunde der Reichsgeschichte noch einmal angedeutet werden, mögen die Umrisse der deutschen Städte wieder aufdämmern, mag Luthers Glaube von den Erfahrungen lebenslangen Umgangs mit seinem Geiste durchleuchtet werden; mögen Wallensteins Schatten und der Gestaltzug des großen Krieges in Deutschland wieder erscheinen. Und in einem bestimmten Sinne ist das Gesamtwerk der Dichterin gewiß eine Vorbereitung auf die Deutsche Geschichte: in ihm wurden die große

Ruhe und Überlegenheit, Weisheit und Einsicht errungen und begründet, die diese Geschichte der Glaubensspaltung, wiewohl sie von durchaus protestantischem Geiste eingegeben ist, zu einem versöhnlichen Werke machen.

Hier geht es nicht mehr um Streit, es geht um die innerste Wirklichkeit eines Zeitalters, das in der beispiellosen Fülle seines Segens wie seiner Verhängnisse von der Dichterin als ein „unheilbar tragisches“ aufgefaßt und abgebildet wird. Die Grundlage des Werkes ist die Einsicht in das „tragische Geschick der Menschen zwischen Himmel und Erde“, in die „verhängnisvolle Verwicklung des Tierischen und Göttlichen im Menschen mit ihren felig-unfeligen Folgen“; von diesem Bilde des Lebens, in dem sich die ewigen Mächte bekämpfen und das in sich selbst sein Ziel nicht finden kann, schreitet die Dichterin zur Schilderung der Epoche fort, die noch immer als Heimat fast aller uns heute bewegender Fragen angesehen werden muß.

Der Vortrag richtet sich nicht auf die Dramatik der Vorgänge, sondern auf deren Fluß, auf das Geschehen als solches; weniger noch als in dem Buche über das Alte Reich treten die Gestalten in jener Eigenmächtigkeit, die einer geschlossenen Charakteristik immer eigen ist, aus dem epischen Ströme. Fast auf unmerkliche Weise verschlingen sich die fortlaufenden Fäden der Handlung zu Umrissen, bis mit einem Male vor dem Zurückblickenden die Menschen jener Zeit in der Fülle ihres Seins, im gestaltenreichen Kreise ihres Schicksals stehen; ja, man könnte sagen, daß das ganze Werk ein einziges, grandioses Bildnis ist: das Bildnis Martin Luthers. Er steht, zwar nicht als der Schöpfer, wohl aber als Träger und Vereiniger der mäch-

tigsten Kräfte und als gewaltig bewegende Kraft inmitten des Jahrhunderts, umschimmert noch vom letzten Lichte des untergehenden Reiches und schon umdunkelt von der Düsternis namenloser Wirren und des sich ankündigenden Glaubenskrieges. Seine „übermenschlichen Leistungen, sein großes, liebeströmendes Herz, die Fülle seines Geistes, sein hoher Mut und die Qualen, die er sich mit Selbstanklagen zufügte“; Stolz und Wildheit, Maßlosigkeit und Herrschsucht und die Härten seines in inneren Kämpfen, am Widerstand und an der Unzulänglichkeit der Menschen sich erbitternden Willens; die immer wieder hervorbrechende Dämonie, die Rindlichkeit und über die Dämonen triumphierende Inbrunst und Hingabe, Verbheit und Herzlichkeit, Schwermut und Unbekümmertheit: all diese Kräfte und Eigenschaften des Mannes, der „zugleich Saul und David“ war und unter den Deutschen am mächtigsten auf die Welt gewirkt hat, spiegeln sich im Fluße der Erzählung, niemals um ihrer selbst willen hervortretend, sondern sichtbar werdend in der Wirkung auf das Ganze, auf das hemmungslos weiterdrängende geschichtliche Leben, das seinen Bewegter sofort wieder erfaßte und fortbewegte mit der Masse der großen Herren und Ritter, der Bauern und tätigen und noch häufiger leidenden, glaubensstarken Frauen, der Keher und Propheten, Gelehrten und Soldaten.

Neben diesem von tiefer Hingabe und Verehrung, aber auch großzügiger Unabhängigkeit geschaffenen Bilde gehören vielleicht die Bildnisse Huttens, der hier wieder, im Gegensatz zur überkritischen Darstellung vergangener Jahre, in seinem mächtigen Schwunge aufgefaßt wird, Maximilians, des letzten, in Ehrfurcht begrüßten Kaisers des

Einen Reiches, und Karls V. zu den eindringlichsten; doch möchte man neben diesen Bildnissen die Schilderung menschlicher Beziehungen, namentlich der tragischen Freundschaften zwischen Luther und Staupitz und Luther und Melancthon, nicht zurücksetzen. Die wunderbare Fähigkeit, den „Duft und Rausch“, die Vornehmheit und den Zauber der Habsburger aufzufangen, auch unter den Frauen der Reformatoren und den edlen Fürstinnen der Zeit eine Charitas Birckheimer in ihrer stolzen Treue zu verstehen, neben dem heraufkommenden Neuen die Unerfelijkheid des Alten gebührend einzuschätzen, erhebt die ebenso beherrschte wie lebensvolle Darstellung über jeden Verdacht der Einseitigkeit. Den tiefsten Einblick in die so oft verschwiegene Tragik der Reformationszeit gewährt vielleicht das „Anfechtungen“ überschriebene Kapitel; es ist gewissermaßen ein Selbstgespräch des alternden Luther, vor den die Schatten seiner Taten treten. Hier wird der Satz, der den Eingang des Buches bildet: „Germania fuit et numquam erit quod fuit“ in seiner ganzen Furchtbarkeit erhärtet; dem Einsamen dämmert in der Stunde der Anfechtung die Erkenntnis, daß er, der dem Reiche dienen wollte wie der Kirche, den Untergang der Reichsüberlieferung mitverantwortete; daß er den „gefährlichen Eingriff in das Gedächtnis des Volkes“ bewirkte, der den unerfelijkheidlichen Verlust geistig-geschichtlichen Erbguts zur Folge hat.

Solche Züge seien hier nur angeführt, um die Bedeutung dieses Buches zu umreißen. Sie beruht im letzten Sinne vielleicht darauf, daß durch das Medium persönlich-darstellerischen Gepräges, ursprünglicher Bildkraft und des Reichthums an Erfahrungen des inneren wie äußeren Lebens der Geist der

Geschichte selbst aus dem Werke zu reden scheint, und zwar ohne Rücksicht auf menschliche Wunschbilder in der erschütternden Sprache der Schicksale, der großen, durch Jahrhunderte sich fortpflanzenden Wirkungen, der Aufeinanderfolge von Herausforderung und Antwort. Und eben darum wird man dieser Geschichte der Glaubensspaltung eine versöhnliche Wirkung nachrühmen dürfen, welchen Ruhm ihr nur die wenigsten Werke deutscher Sprache streitig machen können. Sie ist auf der Höhe eines gefegneten, arbeitsreichen Lebens konzipiert, vor dem Wollen, Leistung und Schicksal des deutschen Volkes in völliger Klarheit ausgebreitet liegen, und könnte einem der Schlachtenbilder alter Meister verglichen werden, die vom Vordergrunde bis in die letzten Tiefen die Kämpfer, Sieger und Geschlagene, Flüchtlinge und Gefallene und die Väter in den Felsenklauen mit derselben Treue abbilden. Von oben, aus der Wolke, flutet geheimnisvolles Licht; und ob wir nun die Worte zu vernehmen glauben, die der Herr über diesem Felde spricht, oder ob wir uns des Glaubens getrösten und etwa Luthers Weg nur so weit gehen können, als ihn Staupitz gegangen ist, der mit der Mahnung an die Nachfolge von dem Freunde schied: wir werden das Bild doch mit derselben Ergriffenheit betrachten, die hohe künstlerische Gestaltungskraft, strengste Wahrfähigkeit und die Überlegenheit eines umfassenden Geistes auslösen müssen.

R. Sch.

Die Wandlungen des Kämpfers.

Die Kriege sind die großen Schicksalswenden der Völker. Im Angesicht des Todes und in der Begegnung mit ihm erproben sich die ewigen und zeitlichen Werte, die die Völker und die

Staaten ins Gefecht zu führen vermögen. Erst wenn sie die Feuerprobe des Krieges bestanden haben, können sie als wahrhaft bewährt vor der Geschichte gelten.

Niemand bestreitet diese bedeutende, ja entscheidende Funktion der Kriege im Dasein und in der Geschichte der Völker. Erstaunlich aber ist es angesichts solcher unbestrittenen Bedeutung, daß der eigentliche Träger des Krieges, der Krieger oder Soldat, eine von der Geschichtsschreibung kaum beachtete und ausgesprochen vernachlässigte Gestalt ist. Die Geschichte des Soldatentums wird im wesentlichen als Fachgeschichte betrachtet, die den Nichtsoldaten wenig oder gar nichts angeht.

Dieses offenbare Mißverhältnis ist zum großen Teil auf den Mangel an einem über das Fachwissenschaftliche mit Erfolg hinausstrebenden Schrifttum zurückzuführen. Es gibt außerordentlich wenig Bücher über diesen an sich so anziehenden Gegenstand, die der Gefahr des Spezialistentums auf der einen wie der der popularisierenden Verflachung auf der anderen Seite entgangen sind.

So füllt das im Friedrich-Worwerk-Verlag erschienene Buch von Werner Picht: „Die Wandlungen des Kämpfers“ eine wirkliche und von vielen empfundene Lücke aus. Es bietet eine bei aller Knappheit umfassende Darstellung des Gestaltwandels des Kämpfertums in der deutschen Geschichte von dem frühesten germanischen Kriegertum bis zum Soldatentum unserer Tage dar. Darüber hinaus aber enthält es eine Sinndeutung der Geschichte der deutschen Heeresverfassungen, die für ein tieferes Verständnis unserer Gesamtgeschichte sehr aufschlußreich ist. Auch wenn man seinen Sekundären nicht durchaus zustimmt und im

einzelnen vieles anders akzentuieren möchte, kann man die Leistung nur rückhaltlos anerkennen, mit der hier die durchdringende Sicht einer schwierigen Materie gegeben und uns damit klare Begriffe von den zum Teil recht komplizierten Sachverhalten verschafft werden.

Die Hauptthese des Buches beruht auf der strengen Scheidung und Unterscheidung zwischen Typus und Begriff des Kriegers der Ur-, Vor- und Frühzeit unserer Geschichte und des Soldaten der Neu- und Jetztzeit. Diese These — oder Antithese — durchzieht und beherrscht das ganze, mit sehr viel Geist geschriebene Buch. Sie bildet den Hintergrund der geschichtlichen Darstellung, und von ihr nimmt auch der von dem Verfasser unternommene Versuch einer Gesamtdeutung des Geschichtsablaufs seinen Ausgang.

Die Darstellung beginnt nach einer die Tiefendimension ablotenden Einleitung — von der wir am Anfang dieses Heftes einen Teil zum Abdruck bringen — mit dem germanischen Volkskriegertum der deutschen Vorgeschichte, bei dem die Begriffe Heer und Volk noch fast völlig miteinander identisch sind. Aus dem Kriegertum der germanischen Gefolgschaften entwickelt sich mit der beginnenden geschichtlichen Entfaltung das Lehnwesen. Der Krieger wandelt sich zum Ritter, und im Zeichen des Rittertums, das schließlich einen besonderen Stand zwischen Adel und Bauernschaft darstellt, steht das größte und imposanteste Zeitalter der abendländischen Geschichte. Der soziale Verfall des Spätmittelalters spiegelt sich auch in der Heeresverfassung: das Söldnertum, eine Art Massenkriegertum, löst das aristokratische Rittertum ab und findet im Landsknechtswesen seine eigentümlich deutsche Form.

Mit der Ablösung des Berufskriegertums der Landsknechte durch das Berufssoldatentum ist nach Picht in der Entwicklung des Heerwesens die „Wasserseide zwischen Krieger und Soldat“ erreicht. Von hier führt nach seiner Darstellung eine gerade Linie über das Patriotenheer der Befreiungskriege zu dem Soldatentum der Jetztzeit, mit dem wiederum wie in der Vorzeit die Begriffe Volk und Heer zur vollständigen Deckung miteinander gelangen: „Die Kurve der deutschen Heeresverfassungen mündet mit mathematischer Sauberkeit im Volk in Waffen, wie sie im Volk in Waffen ihren Anfang genommen hat.“

Das totale Soldatentum der Gegenwart aber ist „durch sein negatives Verhältnis zum Kriege bestimmt“, denn die Bejahung des Krieges als Lebens-element erscheine „angesichts der heutigen Kriegsform als Frevel“. Die Position des Soldatentums der Neuzeit ist danach im wesentlichen die eines bewaffneten Zivilistentums, und die durch die moralische Mobilmachung der Zivilisten entstandene soldatische Form bildet schließlich „die Zitadelle, in die sich ein ... aus seiner Form gebrochenes und an Gehalt wie Substanz bedrohtes Menschentum zu Schutz und Heilung birgt“.

Die von Picht mit starker Ueberzeugungskraft vorgetragene Anschauung hat zweifellos etwas Suggestives. Es ist, als sei die von ihm geschilderte Entwicklung mit innerer Zwangsläufigkeit zu dem heute erreichten Endstadium gelangt, das uns aber auch in anderer, nämlich negativer Hinsicht als ein Endstadium erscheinen will. Denn wenn der Ring der Entwicklung sich wirklich so völlig schließen würde, wie es nach der Picht'schen Darstellung den Anschein hat, würde das nicht bedeu-

ten, daß wir das Ende unserer Geschichte erreicht haben und daß das totale Soldatentum — so wie das allgemeine Kriegertum der frühesten Entwicklungsstufe der Vorgeschichte zugeordnet ist — einem Spätstadium entspräche, das wir „nachgeschichtlich“ nennen könnten?

Da uns dieser Schluß unwillkürlich widerstrebt, so ist es uns eine Genugtuung, daß wir in seinem System eine Lücke finden, die es uns erlaubt, die Unausweichlichkeit, mit der er uns vor die Konsequenz des „cittadino soldato“ führt, in Frage zu stellen. Er nennt sehr richtig die bürgerlichen Aufgebote der mittelalterlichen Städte als die ersten, der Entwicklung um Jahrhunderte vorgreifenden Vorläufer des modernen Soldatentums in seiner Auffassung. Damals erschien zuerst der bewaffnete Zivilist auf dem Plan, dessen Lokalpatriotismus als frühester Vorfahr des Vaterlandsgefühls gedeutet ist.

Wo aber finden sich derart bürgerlich-zivilistische Elemente in dem Soldatentum der absolutistischen Zeit, von dem ja Picht selber alles Soldatentum späterer Zeiten herleitet? Der Soldat ist zu dieser Zeit nach seiner Formulierung „ein zu bestimmter Funktion an bestimmter Stelle zu verwendender kunstvoll ausgearbeiteter Teil einer Präzisionsmaschine“ — was hat der Soldat dieser Prägung mit dem Bürger zu schaffen? Und hat nicht in Preußen, das den klassischen Fall des absolutistischen Berufssoldatentums darstellt, das Heer bis zum Ende Friedrichs des Großen ausgesprochen un-, ja antibürgerliche Züge bewahrt, sodaß der ständischen Gliederung in Adel, Bauern und Bürgerschaft in militärischer Hinsicht die Gruppierung in Offiziere, Mannschaften und — Eximierte entsprach?

Demnach liegt dem Soldatentum der Moderne also offenbar noch ein wesentlich anderes Element als das Zivilisten-tum zugrunde, das erst in Verfolg und Auswirkung der liberalen französischen Revolution zur allseitigen Durchsetzung gekommen ist. Vielleicht ist es erlaubt, an dieser Stelle zur besseren Verdeutlichung eines Gegenstandsortes auf eine Erscheinung wie Ernst Jünger zu verweisen, die, mag man auch ihre zweifellos vorhandene Begrenzung erkennen, doch weit über die von Picht vertretene Auffassung hinausweist und insbesondere der Picht'schen Behauptung, daß dem Kriegerischen heute keine stilbildende Kraft mehr innewohne, als ein lebendiges Dementi entgegensteht.

Dr. E. M.

Edmund Minkner: Aus Fernost zurück.
Verlag Nationaler Bücher-Dienst, Berlin W 50, 1937. Brosch. RM. —70.

Edmund Minkner hat zu der vorzüglichen Schriftenreihe „Das ABC des NBD.“ einen Beitrag geleistet, der jedem, der zu den Ereignissen im Fernen Osten Kontakt sucht, hochwillkommen sein wird. Zuerst ruft er dem Eu-

ropäer die alte Weisheit, die vielfach vergessen zu sein scheint, daß nämlich der Chinese nur aus seiner ganzen Entwicklung, aus allen geistigen sowie materiellen Faktoren seiner uralten Kultur und seines weiten Raumes verstanden werden kann, ins Gedächtnis zurück. Wie er dann in den einzelnen Abschnitten seiner Schrift die heute im Brennpunkt des allgemeinen Interesses stehenden Fernost-Fragen behandelt, dies verdient wärmste Anerkennung. Nicht nur, weil auf dem doch beschränkten Umfang eines Heftes von 32 Seiten alle Fragegebiete angeschnitten — und was wichtiger ist — auch geklärt werden, sondern weil sich Minkners Darstellungsweise wohlthuend abhebt von jenen wortreichen und inhaltsleeren Abhandlungen, die heute den Büchermarkt überschwemmen. Klar und allgemeinverständlich zeigt der Verfasser das wahre China und seine Mentalität, die Interessen der europäischen Mächte an diesem Lande und ihre Rivalität mit dem Land der aufgehenden Sonne. Gar manches Ereignis verliert seinen Schleier und wird deutbar. Die Schrift sei jedem empfohlen, der nicht blind an den Ereignissen in der Welt vorübergehen will. J. F. L.

Oesterreichs 6,8 Millionen

Von Roderich v. Ungern-Sternberg

Die historischen Ereignisse der letzten Tage haben das Staatsgebiet des Deutschen Reiches um rund 84 000 Quadratkilometer erweitert, das heißt um ein Territorium, das ungefähr so groß ist wie Bayern und Sachsen zusammen genommen, und einen Bevölkerungszuwachs von rund 6,8 Millionen gebracht. Dadurch ergibt sich in Mittel- und West-Europa eine wesentlich veränderte demographische Lage und eine Verschiebung der wirtschaftlichen Möglichkeiten und der allgemeinen staatlichen Machtmittel.

Mit Einschluß der östlichen Grenzmark des einheitlichen und geschlossenen deutschen Kulturkreises beträgt gegenwärtig die Bevölkerungszahl Deutschlands 74 827 000 Menschen. Abgesehen von der Sowjetunion, die im europäischen Rußland etwa über 120 bis 125 Millionen Einwohner verfügt, steht nunmehr Deutschland nach der Eingliederung Oesterreichs vor allen anderen europäischen Staaten. Italien hat rund 43,1 Millionen und Frankreich 41,9 Millionen Einwohner. Das Inselreich Großbritannien rund 47,3 Millionen.

Die Bevölkerungsdichte ist in Oesterreich nicht unbedeutend, denn sie beträgt zur Zeit 81 Einwohner je Quadratkilometer (Frankreich 76, Deutschland 144). Die Bevölkerungszahl (6 760 000) ist gegenüber der unmittelbaren Vorkriegszeit (6 720 000) nur sehr unwesentlich gestiegen. Bis auf 3 Prozent sind alle Einwohner Oesterreichs deutschsprachig, und zwar, mit Ausnahme des alemannischen Vorarlberg, bairuvarischen Stammes. Außer rund 300 000 Protestanten und einer statistisch nicht erfaßten Zahl von Juden (die Zahl der Glaubensjuden beträgt rund 192 000), die hauptsächlich in Wien ansässig sind, ist die ganze Bevölkerung katholisch. Am dichtesten besiedelt ist Nieder- und Ober-Oesterreich, das Burgenland, die Steiermark und Vorarlberg, dagegen sind die sonstigen größtenteils sehr gebirgigen Landesteile unterdurchschnittlich bevölkert.

Bezeichnend für die gegenwärtige Bevölkerungsstruktur Oesterreichs ist, daß Wien mit rund 1,9 Millionen Einwohnern annähernd ein Drittel der Gesamtbevölkerung umfaßt. Abgesehen von Wien hat Oesterreich nur noch zwei Großstädte: Graz mit rund 153 000 und Linz mit 110 000 Einwohnern.

Oesterreich gehörte bisher zu denjenigen Ländern Europas, deren natürliche Bevölkerungsentwicklung bereits in das Stadium einer völligen Stagnation, ja sogar einer gewissen Rückläufigkeit eingetreten ist. Ungefähr auf gleicher Stufe mit Frankreich wies die östliche Grenzmark in den letzten Jahren einen Überschuß an Todesfällen auf, so daß der Bevölkerungsbestand bereits zu schrumpfen

angefangen hat, ein Vorgang, der bisher nur in Frankreich zu beobachten ist. In Österreich betrug das Mehr an Todesfällen, gegenüber den Geburten, im Jahre 1923 2957 Personen und 1936 724. Auf 1000 Einwohner berechnet, bedeutet das eine Abnahme von 0,4 beziehungsweise 0,1. Auch das erste Halbjahr 1937 weist ein Minus von 1,3 für je 1000 Einwohner auf. Im Vergleich zu der Geburtenhäufigkeit in den bisherigen deutschen Reichsgrenzen, die 1936 19 auf 1000 Einwohner erreicht hatte, bedeutet die österreichische Geburtenhäufigkeit mit 13,1 ein Weniger von 5,9 auf 1000 Einwohner. Auffallend ist ferner, daß auch die Sterblichkeit in Österreich höher ist als im Reich alten Bestandes; sie erreichte in Österreich 1935 13,6, 1936 13,2, während sie im Reich nur 11,8 auf 1000 Einwohner betragen hat.

Die Ursache dieses kritischen Zustandes, der in einigen Jahrzehnten unvermeidlich zu einer bedeutenden Verringerung des österreichischen Bevölkerungsbestandes führen muß, wenn nicht unverzüglich bevölkerungspolitische Maßnahmen ergriffen werden, sind, abgesehen von den allgemeinen in Europa wirksamen Ursachen, in der bisherigen internationalen Lage Österreichs begründet, denn in der Vorkriegszeit hatte das Gebiet des gegenwärtigen Österreich, mit 24,9 Geburten auf 1000 Einwohner und einem Geburtenüberschuß von 6,1, eine vergleichsweise gute Lebensbilanz. Das Absinken der Geburtenziffer und das Überwiegen der Todesfälle ist eine Erscheinung, die erst in den letzten Jahren zu beobachten ist. Selbst noch im Durchschnitt der Jahre 1921/25 hatte Österreich eine Geburtenziffer von 22,2 und einen Bevölkerungszuwachs von 6,4 auf 1000 Einwohner. Der Absturz der Geburtenhäufigkeit im Österreich der letzten Jahre ist in seinen Ursachen ganz eindeutig auf die Tatsache zurückzuführen, daß Österreich in seinen bisherigen Grenzen als selbständiger Staat auf die Dauer nicht ohne schwere Beeinträchtigung der gewohnten Lebenshaltung der Bevölkerung weiter bestehen konnte. Einstmals war dieses Österreich der Mittelpunkt einer Großmacht, und seine Bevölkerung hatte bedeutende Entwicklungsmöglichkeiten auf dem ganzen Gebiet der österreich-ungarischen Monarchie. Das Friedensdiktat von St. Germain hat das bekanntlich alles zunichte gemacht und das Diktat von Versailles den Anschluß an das Reich ausdrücklich verboten. Infolgedessen sah sich die österreichische Bevölkerung auf einen Lebensraum verwiesen, der, bei aller landschaftlichen Schönheit, für eine wachsende Bevölkerungszahl, infolge der vergleichsweise geringen Produktivität des größtenteils sehr gebirgigen Landes, keine Entwicklungsmöglichkeit bot, die hohen Lebensansprüchen genügen konnte. Die Bevölkerung flüchtete daher in die Geburteneinschränkung in einem Ausmaß, das sehr bald einen Rückgang der Bevölkerungszahl zur Folge haben mußte. Gefördert wurde

diese Entwicklung noch besonders dadurch, daß Wien im Vergleich zu der Gesamtbevölkerung eine demographisch völlig unnormale Stellung erhielt, die u. a. dadurch gekennzeichnet ist, daß das zahlenmäßige Verhältnis der Geschlechter in Wien (wie in den meisten Großstädten) sehr ungünstig ist: die männliche Zuwanderung ist geringer als die weibliche, so daß auf 1 027 708 Frauen nur 846 422 Männer kommen.

Am geringsten ist die Geburtenhäufigkeit und die natürliche Vermehrung in Wien, das schon jahrelang eine Unterbilanz hat und lediglich durch den ständigen Zuzug in seinem Einwohnerbestande aufrecht erhalten wird. Ferner in den sonstigen Städten wie Graz, Salzburg, Klagenfurt, Steyr, Linz und in der nächsten Umgebung von Wien, in St. Pölten und in Wiener-Neustadt. Vergleichsweise am wenigsten hat die Geburtenhäufigkeit nachgelassen in einigen steierischen und kärntnerischen Bezirken, besonders in denen an der südslowakischen Grenze, ferner im Bezirk Landeck in Tirol und in einigen Teilen des Burgenlandes und in einigen nördlichen Teilen Oberösterreichs.

Eine merkwürdige und hauptsächlich gleichfalls durch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Nachkriegszeit bedingte Erscheinung auf dem Gebiete des Bevölkerungswesens ist der auffallend hohe Anteil der unehelichen Geburten in Österreich. Er betrug im ganzen Lande 25 bis 27 Prozent aller Geborenen, und erreichte in Kärnten 40 bis 42 von 100 der Geborenen, in Steiermark und im Salzburgischen 32 bis 35 Prozent.

Abgesehen von der ungünstigen biologischen Bilanz und dem großen Anteil der unehelichen Geburten ist noch auf die hohe Selbstmordhäufigkeit in Österreich hinzuweisen. Sie erreichte in den letzten Jahren 44 auf 100 000 Einwohner. Das ist die höchste Selbstmordziffer, die für einen einzelnen Staat überhaupt zu verzeichnen ist.

Aus dem vorausgehenden ergibt sich, daß die Einbeziehung Österreichs in das Deutsche Reich auf demographischem Gebiet Aufgaben stellt, deren Bewältigung ein hohes Maß von Einsicht und Takt verlangt. Infolge der sehr niedrigen Geburtenhäufigkeit in Österreich wird die allgemeine deutsche Geburtenziffer nicht unwesentlich herabgedrückt und die deutsche Sterbeziffer durch die hohe österreichische Sterblichkeit ungünstig beeinflusst, so daß Deutschland unter den westeuropäischen Völkern nicht mehr die vergleichsweise günstige Stellung einnehmen wird wie in den letzten Jahren. Es gilt also den Erfolg, den wir im alten Reichsgebiet in bevölkerungspolitischer Hinsicht erzielt haben, auch durch geeignete und den österreichischen Verhältnissen angepaßte Maßnahmen auf Österreich auszuweiten. Dazu werden die im Reich gemachten Erfahrungen wesentlich beitragen können.